

Fast zu schön, um wahr zu sein : Wilbur Wants to Kill Himself von Lone Scherfig

Autor(en): **Halter, Kathrin**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Filmbulletin : Zeitschrift für Film und Kino**

Band (Jahr): **45 (2003)**

Heft 248

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-865390>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Fast zu schön, um wahr zu sein

WILBUR WANTS TO KILL HIMSELF von Lone Scherfig



Die schiere Häufigkeit von Wilburs Tötungsabsichten hat etwas Groteskes, und Scherfig inszeniert die Selbstmordversuche mit einem untrüglichen Gefühl für absurde Komik.

Inzwischen gibt es bei dänischen Filmemachern dieses Bedürfnis, das Missverständnis auszuräumen, jeder dänische Film sei irgendwie auch noch ein Dogmafilm. Das war jüngst bei der Lancierung von Jesper W. Niensens Familiendrama *OKAY* der Fall. Und ähnlich tat es auch Lone Scherfig, die mit der Komödie *ITALIAN FOR BEGINNERS* einen wunderbaren Ensemblefilm und einen richtigen Dogma-Hit schuf: Das Budget habe ihr erlaubt, Dogma hinter sich zu lassen und zurückzukehren zur «klassischen Filmsprache» wurde Scherfig zitiert. Sie wünschte sich «ein grösseres Instrument und viel stärker in die Tasten (zu) hauen» als zuvor.

Diese Möglichkeit bot sich dank einer dänisch-schottischen Koproduktion mit Zentropa Entertainment und Sigma Films – was mit sich brachte, dass Scherfig und ihr Koautor *Anders Thomas Jensen* den düsterromantischen Plot von Kopenhagen nach Glasgow verlegen mussten. So wurde WIL-

BUR WANTS TO KILL HIMSELF zum ersten englischsprachigen Film Scherfigs; an ihrem Recht auf den Final Cut änderte dies jedoch nichts. Überhaupt sieht das Ergebnis keineswegs nach Kompromissen aus: Schottisch klingt der rabenschwarze Humor, von dem insbesondere die Dialoge durchtränkt sind, sogar noch geschliffener als auf Dänisch, und der Galgenhumor scheint im dauernieselnden Glasgow eine Art natürliche Heimat gefunden zu haben. Abgesehen davon, dass es sich bei ihm auch um eine Überlebensstrategie handelt.

Tragikomisches Heldenpaar sind zwei Brüder, die man erfinden müsste, wenn es sie nicht gäbe: Wilbur und Harbour – schon in der Namensverwandtschaft klingt das an – haben eine merkwürdige Form gegenseitiger Abhängigkeit entwickelt. Während Wilbur, der zwanghafte Pessimist, sich geradezu einen Sport daraus macht, seinem Leben ein Ende zu setzen, ist Harbour hauptsächlich

damit beschäftigt, seinen jüngeren Bruder von dieser idée fixe abzubringen. Man hat im Kino ja nicht zum ersten Mal gesehen, wie sich Badewasser blutrot färbt oder Versuche missglücken, den Kopf erfolgreich in eine Schlinge fallen zu lassen. Doch alleine die schiere Häufigkeit von Wilburs – unterbundenen oder fehlgehenden – Tötungsabsichten hat etwas Groteskes, und Scherfig inszeniert die Selbstmordversuche mit einem untrüglichen Gefühl für absurde Komik, scharf auf der Kante zwischen Tragik und Lachhaftigkeit. Zum Personal einer schwarzen Komödie passt auch das Spitalpersonal mit Dr. Horst, dessen Kommentare zu Wilburs neuen Suizidversuchen jeweils so sarkastisch wie ungerührt ausfallen: Der Arzt hat einfach schon zuviel gesehen, als dass er sich von der Theatralik dieses verzweifelten Egozentrikers allzu sehr beeindrucken liesse. (Im übrigen hat auch dieser Einsame das Herz auf dem rechten Fleck, was man spätestens bei der

«Die Kamera sollte möglichst unauffällig bleiben»

Gespräch mit Lone Scherfig

Anekdote über seinen jazzvernarnten Hund erfährt.)

Obwohl Ansätze für eine psychologische Deutung von Wilburs Handeln geboten werden – die Mutter ist unter Umständen gestorben, für die sich Wilbur mitschuldig fühlt –, unterlassen es Scherfig und Jensen zum Glück, Wilburs Lebensüberdross zu erklären: Sein «Nihilismus» wird, wie ein dunkler Fleck des Films, in seiner Unbegreiflichkeit belassen, und man ist froh für diesen Verzicht auf weitere Psychologisierung.

Hingegen setzt Scherfig Wilburs Todesucht etwas entgegen, was man Märchenhaftigkeit nennen könnte. Schon das behagliche Antiquariat, das die Brüder vom Vater geerbt haben, wirkt wie ein Ort der Geborgenheit in einer kühlen Umgebung. Hinzu kommen Frauen mit mehr oder weniger ausgeprägtem Helfersyndrom, die Wilbur alle «retten» möchten (mit meist erbärmlichem Ergebnis). Erst der Dritten gelingt es, Wilbur ins Leben zurückzuholen. Dass es ausgerechnet Alice ist, die neue Liebe und frisch gebackene Ehefrau seines Bruders, gibt dem Film einen Dreh ins Melodramatische. (Man könnte übrigens auch hier psychologisch spekulieren: Inwiefern ist es gerade Alices eigene Hilfsbedürftigkeit, die bewirkt, dass Wilbur auf sie anspricht?) Doch daraus entwickelt Scherfig in einer paradoxen Wendung schliesslich die märchenhafte Erzählung vom Elenden, der alles bekommt, und vom Glücklichen, der alles verliert. Das ist tröstlich und «total unfair» (wie Scherfig formuliert) zugleich. Vielleicht auch fast zu schön, um wahr zu sein.

Kathrin Halter

FILMBULLETIN Sie sprachen in einem Interview von «typisch dänischen» Elementen des Films. Spielten Sie damit auf den schwarzen Humor an?

LONE SCHERFIG Typisch dänisch ist wahrscheinlich meine Furcht, präntiös zu sein. Und dagegen ist schwarzer Humor ein gutes Mittel. Auch hatte ich Furcht davor, eine Idiotin zu sein, also kam noch eine Portion «Tiefe» hinzu ... (lacht) Ich mag es sehr zu lachen und Witze zu machen. Zudem ist es einfacher, sich mit so ernsthaften Themen wie Lebens-



überdross und Selbstmord auseinanderzusetzen, wenn dies mit Humor geschieht. Diese Kombination einer todernsten Thematik mit – wie ich hoffe – unterhaltlicher Leichtigkeit, das könnte man typisch dänisch nennen. Wenn der Film bei diesem Plot ausschliesslich ernst bliebe, wäre er zu sentimental; wenn es umgekehrt eine reine Komödie geworden wäre, empfände man dies als ebenso unangemessen. Doch der schwarze Humor sollte sich zwanglos aus den Szenen heraus ergeben; es sollte immer denkbar bleiben, dass eine Figur wirklich so spricht. Mir ist Wahrhaftigkeit wichtiger, als dass ich ein paar zusätzliche Lacher bekomme.

FILMBULLETIN Woher kam Ihr Wunsch, vom Dogmastil wegzukommen und, wie Sie selbst formulierten, zu einer «klassischen Filmsprache» zurückzufinden?

LONE SCHERFIG Es war einfach eine Veränderung notwendig, so wie es Maler gibt, die während bestimmten Phasen eine neue Farbe bevorzugen oder beginnen, minimalistisch zu arbeiten. Ich habe von Dogma viel gelernt, es war eine phantastische Zeit, aber es gibt einfach Dinge, die in der Dogma-Sprache nicht ausgedrückt werden können.

Ich wollte Kostüme verwenden; ich wollte, dass wir einen Buchladen nach unseren Vorstellungen bauen konnten, dass wir manipulieren und kreieren konnten. Bei Dogma geht es nicht um Kreation, es geht vielmehr darum, mit Vorgefundenem zu arbeiten und dabei Entdeckungen zu machen. Ich wollte aber auch Filmmusik einsetzen, wie in einem italienischen Film, möglichst mit Violinen und Klavier. Und da ich eine so emotionale Filmemacherin bin, wäre Wilbur ohne schwarzen Humor wahrscheinlich zu süß geworden.

FILMBULLETIN Mit welcher Kamera haben Sie gedreht?

LONE SCHERFIG Mit einer Digitalkamera, leider nicht mit 35mm. Das war eine finanzielle Entscheidung. Doch wir taten alles Mögliche, damit es nach «Film» aussieht. Erfreulich daran ist, dass die Bilder nun etwas härter wirken als bei Filmmaterial, dass ein etwas «modernerer», zeitgemässer Look entstand. Das ergibt einen guten Kontrast, weil die Geschichte etwas so altmodisch Romantisches an sich hat. Die Farben sind ja etwas «ausgewaschen»; im Buchladen eher erdfarben, im Spital minimalistisch dezent. Und die Kamera sollte «unsichtbar», das heisst möglichst unauffällig bleiben und sich nicht wie ein Filter

